Juan Carlos
Onetti
Der Tod und
das Mädchen

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 5043

Der Tod und das Mädchen ist die Geschichte eines angekündigten Todes. »Lustlos geht er herum und erzählt aller Welt von seinem künftigen Verbrechen, Mord, Totschlag, Gattenmord«, denkt der Arzt Díaz Grey über seinen Besucher, Jorge Malabia, der mit seiner aberwitzig erscheinenden Beichte noch vor ihm sitzt. Aber Worte täuschen, selbst den, der sie ausspricht, das weiß der grundskeptische Díaz Grey, und in einem späteren Gespräch mit einem anderen Gegenüber tastet er mühsam nach Worten für seine innerste, einsamste Erfahrung. – Mit wenigen Gestalten entwirft Onetti eine Welt, die von einem existentiellen Furor blitzartig erhellt ist: Gerichtstag, Farce, Kriminalroman, Welttheater zwischen einem nicht geglaubten Himmel und einer nicht geglaubten, aber präsenten Hölle. Mit der Intensität von Kammermusik, auf dichtestem Raum, erzählt er eine unergründliche Geschichte.

Juan Carlos Onetti, 1909 in Montevideo geboren, ist, neben Borges, der andere große Autor aus dem Süden des amerikanischen Subkontinents. Joseph Conrad, Marcel Proust, James Joyce, Louis-Ferdinand Céline, William Faulkner – Onetti hat wiederholt die großen Romanautoren des 20. Jahrhunderts benannt, die ihn geprägt haben. An ihm selbst haben sich nachfolgende Schriftstellergenerationen nicht nur in Lateinamerika maßgebend orientiert. Sein langsam, aber stetig wachsender Ruhm hinderte die Militärregierung 1974 nicht, ihn für einige Monate zu inhaftieren. Er emigrierte nach Madrid, wo er 1994 starb. Im Suhrkamp Taschenbuch sind die Romane *Der Schacht* (st 5038), *Niemandsland* (st 5039), *Für diese Nacht* (st 5040), *Das kurze Leben* (st 4849), *Abschiede* (st 5041), *Für ein Grab ohne Namen* (st 5042), *Die Wërft* (st 4847), *Leichensammler* (st 4848), *Lassen wir den Wind sprechen* (st 5044), *Wenn damals* (st 5045) und *Wenn es nicht mehr wichtig ist* (st 5046) sowie eine Auswahl seiner Erzählungen, *Die so gefürchtete Hölle* (st 4992), erschienen.

Jürgen Dormagen, Lektor, Herausgeber der Werkausgabe Onetti, Übersetzer (Angeles Saura, Juan Carlos Onetti, Jean Stafford), lebt in Berlin.

Der Tod und das Mädchen

Roman

Aus dem Spanischen
von Jürgen Dormagen

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1973 unter dem Titel *La muerte y la niña*.
Nähere Angaben in der Editorischen Notiz.

Erste Auflage 2021

suhrkamp taschenbuch 5043

© Heirs of Juan Carlos Onetti 1973

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2021

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen von hißmann, heilmann, hamburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47043-5

Der Tod und das Mädchen

Für María Rosa Oliver

Der Arzt lehnte sich zurück und klopfte mit der Kappe seines grünen Füllers eine Weile – wie tot von Müßiggang, Alter und nicht gesuchtem Reichtum – auf den bereits zwecklosen Rezeptblock.

Er dachte einen Augenblick lang an sich selbst; dachte und betrachtete dabei das asketische Gesicht des unvorhergesehenen, unvorhersehbaren Besuchers, des gutgekleideten und gesunden Kranken, der nach der Beichte aufrecht auf seinem Stuhl saß.

»Also ist nichts zu machen«, überlegte er sanft. »Also steckt uns dieser Hundsfott, dieser Sohn einer Hündin und der klassischen sieben Samenströme von ebenfalls sieben unbekanntem Rüden – steckt er uns noch alle, einen nach dem anderen und mit weniger Hast als ein Schaltjahr, in den Sack. Lustlos geht er herum und erzählt aller Welt von seinem künftigen Verbrechen, Mord, Totschlag, Gattenmord (irgendeines dieser Wörter, sobald die Polizei sich meiner erinnert, sobald sie den Gerichtsmediziner benötigt); er spaziert durch diese Überreste von Santa María mit einem umgehängten Stück Pappe, das ihm kaum das Kreuz scheuert, weil sein Gang verschlagen und langsam ist, einem Schild, das in Grau und Rot verkündet: Ich werde töten. Das genügt ihm. Er ist aufrichtig, er kann nicht sagen, er hätte seines Nächsten Weib begehrt, denn das hieße lügen. Sein einziger Nächster ist er selbst. Und so macht er uns alle nach und nach zu seinen Belastungs- und Entlastungszeugen: den Bischof und Jesus Christus, Galen Galilei und mich, ganz Santa María. Und möglicherweise betet er Nacht für Nacht, weinend und auf Knien, zu Vater-Brausen-der-Du-bist-im-Nichts, nötigt ihm die Komplizenschaft auf, will ihn in seine Ränke verwickeln, ohne ein wirkliches Bedürfnis, aus einem dunklen Drang nach künstlerischer Verfeinerung.«

»Das ist alles, Doktor«, sagte der Besucher mit seiner an Resignation gewöhnten Stimme; er fügte hinzu: »Was kann ich tun?«

Díaz Grey ließ den Füller los und betrachtete schweigend die Falle, die Heuchelei, die verborgene Härte, die angeborene Verschlagenheit.

»Und sie?« fragte er, als glaubte er Zeit zu gewinnen, eine zeitlose und absolut unnütze Zeit.

»Ich verstehe nicht, Doktor.« Groß, auch im Sitzen, mit teurer dunkler Kleidung, mit seinem spärlichen, angeklatschten blonden Haar, ein ansehnlicher Kerl noch, aber aggressiv und gemein wie seine harte Nase, die immer aussah, als tauchte sie gerade zwischen zwei Seiten einer der vergilbten Riesenbibeln auf, die die ersten Einwanderer in die Schweizerkolonie mitgebracht hatten.

»Ich meine. Ob sie Bescheid weiß. Ob ihr die Ärzte – wie Ihnen – gesagt haben, dass eine weitere Geburt Lebensgefahr bedeuten würde.«

»Ja, sie weiß es. Man hat es ihr hier und in der Hauptstadt gesagt. In Europa haben sie es ihr vergangenes Jahr gesagt. Aber es war nicht die Rede von einer Gefahr für ihr Leben. Die Rede war von ihrem sicheren Tod.«

Von Mal zu Mal, von Satz zu Satz sicherer und entschlossener zu überzeugen. Wie er sich emporschraubt an der Beichte seines Verbrechens, es fast jubelnd vorwegnimmt, fatalistisch jedenfalls, so arglos von der Verzweiflung heimgesucht.

»Eine Angabe«, erbat Díaz Grey. »Wann wurde das erste Kind, das einzige, nehme ich an, geboren? Wie alt ist es?«

»Ein Jahr, dreizehn Monate.«

»Und seit damals, seit der Geburt und der heilsamen Quarantäne ...«

»Seit damals leiden wir. Wir sehen uns an, kauen an unseren Fingerknöcheln, beten und weinen.«

»Aber sie«, sagte Díaz Grey unwillig, als spräche er mit einem Jugendlichen, der sich über ihn lustig machte, »sie kann

Ihnen doch helfen. Sie kann tun, was man Maßnahmen treffen nennt, kann sich auch verweigern.«

Der Patient schüttelte den Kopf, geduldig, unverstanden, ermüdet von dem Unverständnis.

»Sie weiß, genau wie ich, dass jede Vorkehrung Todsünde wäre. Und«, er hob den Kopf ohne Stolz, »sie würde sich auch nicht verweigern. Das Dilemma, ich wiederhole es, liegt allein bei mir. Deshalb habe ich Sie um diese Unterredung gebeten.«

Nicht nur deshalb, du Hundsfoth; dahinter steckt ein Grauen, steckt ein Kalkül. Er fühlte sich schwächer als sein Besucher, begann ihn offen zu hassen. Mit absichtlicher Langsamkeit und ohne erkennbaren Grund knöpfte er seinen zerknitterten, sinnlosen Kittel auf, den er aus Routine und Anhänglichkeit weiterhin trug.

»Nun gut«, äußerte er gleichgültig, als spräche er von Kopfschmerztabletten und Stärkungsmitteln, »es geht um Sie, Herr Notar, ausschließlich um Sie: der Sie sie lieben und begehren und jeden Tag mehr, mehr in eben dem Maße, wie die Liebe Ihr Herz füllt und der Samen das Samenbläschen; Sie können keine Prostituierte mieten, weil das sündigen hieße gegen Brausen; können Ihren Samen nicht ins Bettlaken verströmen, können nicht masturbieren, haben keine andere Rettung, als sie umzubringen.«

Das hagere Gesicht des gutgekleideten Mannes schien schweigend und ruhig zu zählen, während Díaz Grey sprach. Dann bewegte es sich zustimmend.

Der Kittel war offen, der Arzt streifte ihn von den Schultern.

»Wie Sie trete ich nicht dafür ein, sie umzubringen. Wenn es keinen anderen Weg gibt, dann zerstören Sie sich, und ich hoffe Ihnen dabei helfen zu können. Ich spreche nicht von totaler Zerstörung, denn auch das wäre Todsünde. Und Brausen vergibt keine Fahnenflucht. Ich weiß, darin sind wir uns einig. Es ginge also darum, Ihnen eiskalte morgendliche Duschen

zu verordnen, Brom und Kampfer, tägliche Fußmärsche von zwei, drei Stunden, Fastendiät wie an Karfreitag als einzigen Speiseplan. Es ginge darum, Ihre Impotenz viele Jahre vor dem natürlichen Klimakterium zu erreichen. Das ist traurig, ich verstehe. Neben der geliebten Gattin zu ruhen ohne die Hoffnung, dass sich das unsterbliche Verlangen erfüllen könnte. Aber so wird das Verlangen noch vor ihr sterben, und Sie werden befreit sein von den Teufeln und den Gewissensbissen.«

Jetzt lächelte der wohlgekämmte Mann ein wenig, kleine weiße Zähne in einen Scherz getaucht, den nur er zu entschlüsseln vermochte.

»Einverstanden«, sagte er ohne Gefühlsregung, »ich werde alles versuchen, was Ihr Rezept verordnet.« Und er fügte sanft hinzu: »Doktor.«

Díaz Grey nahm mit zwei Fingern den Kittel und ließ ihn von der Sessellehne auf den Teppich mit seinem Muster aus großen zertrampelten und verwelkten Blumen gleiten.

»Nein«, sagte er. »Kein Rezept. Das möchte ich Ihnen weder schreiben noch geben. So soll es genügen, ich vertraue auf Ihr Gedächtnis. Und vor allem glaube ich an Ihre Intelligenz. Ich glaube an sie und fühle mich nicht glücklich dabei. Im übrigen schreibt Ihr Beichtvater Ihnen auch kein Attest.«

Er war sicher, in abschließendem Ton gesprochen zu haben, ganz so, als hätte er den anderen aus dem Zimmer gestoßen. Aber der große, schlanke und blonde, geschmiegelte und pomadisierte Mann hatte sich ebenfalls erhoben und erklärte gemessen und mit halbgeschlossenen Augen:

»Auch er nicht, klar. Ich bin nicht auf der Suche nach Beglaubigungen. Mir genügt es, wenn ich mir Gehör verschaffe.«

»Natürlich, ich verstehe. Der Herr Weihbischof, oder wie er heute heißt, hat Sie schon angehört. Für mich heißt er weiterhin Pfarrer Bergner. Jetzt bin ich an der Reihe. Und bestimmt kennen zumindest alle volljährigen Einwohner der Kolonie den Prolog, den ich gerade von Ihnen gehört habe.«

»Kann sein«, sagte der Patient. »Aber ich habe darüber nur mit dem Herrn Bischof und mit Ihnen gesprochen. Mit dem Bischof, das ist wahr, habe ich es nicht in Form einer regulären Beichte getan. Aber ich kenne ihn seit der Kindheit – meiner natürlich –, und ich bin mir seiner Diskretion sicher, wie ich auch der Ihren sicher bin.«

Zum ersten Mal in dem Gespräch – auch wenn Díaz Grey nachher nicht hätte versichern können, dass es wirklich das erste Mal war – ließ der Mann ein zynisches und fast amüsiertes Lächeln entgleiten. Der Mann sagte:

»Weder Pfarrer Bergner noch Sie. Aber es ist nicht ausgeschlossen, dass sie, genauso verzweifelt wie ich und überdies eine Frau, mit Freundinnen oder Verwandten gesprochen hat. Die Frauen, das ist was anderes. Die glauben – wie die chronisch Kranken, Sie wissen das besser als ich –, dass sie, wenn sie ihre Probleme überall ausposaunen, schon irgendwie Hilfe oder zumindest eine Art Halt bekommen im Austausch für jede Vertraulichkeit. Für den Moment haben wir einen Aufschub beschlossen. Sie können es eine vorübergehende Lösung nennen. Vielleicht möchte der Herrgott uns ja helfen. Ich beabsichtige, ein paar Monate in die Hauptstadt und nach Chile zu gehen, um an einigen Kursen teilzunehmen. Ich allein natürlich.«

Díaz Grey konnte ihm nicht widersprechen. Er bewegte langsam den Kopf, seine Überzeugung bestätigend, dass er in die Enge getrieben war, mit dem Rücken gegen die Wand, durch einen Kniff, durch größere Spitzfindigkeit, ein undefinierbares Vorgefühl, klumpig und widerlich.

Der Mann grüßte ebenfalls mit einem Kopfnicken. Und trotz allem, was hier steht, hätte jemand sagen können, dass die beiden im Grunde einig und herzlich voneinander schieden.

Díaz Grey kannte die verurteilte Frau – Helga Hauser – und hatte sie ein Jahr zuvor dreimal untersucht, zweimal in stummer Anwesenheit des Gatten, der seine Entschlossenheit, nichts mitzubekommen, übertrieb; das dritte Mal ohne Anmeldung und fast heimlich. Bei diesem Mal hatte der Arzt die Diagnose vorgetragen, die Vorbeugemaßnahmen genannt. Er tastete mit Fingerling, Unwillen und Unverständnis die Frau ab, die geöffnet vor ihm lag.

»Ich verstehe nicht. Wo man es Ihnen schon in der Hauptstadt und in Europa gesagt hat. Für mich steht es fest, zweifelsfrei, jeder Irrtum ausgeschlossen. Ich verstehe nicht, wieso Sie einen gänzlich unbedeutenden Arzt konsultieren, einen aus Santa María, der nicht einmal Gynäkologe ist.«

»Ich weiß nicht«, murmelte sie, während sie sich anzog. »Eine Hoffnung. Der Wunsch, lieber hier zu sterben.«

Nach dem Bezahlen lachte sie kurz auf, scherzte ein wenig.

»Vielleicht möchte ich Sie ja mit hineinziehen. Ich weiß nicht.«

Die Liebe war aus dem Leben von Díaz Grey verschwunden, und manchmal, wenn er Patienten legte oder allein mit sich Schach spielte, überlegte er verschwommen, ob er sie überhaupt je erlebt hatte.

Trotz der abwesenden Tochter, die er nur von schlechten Fotografien kannte, die jetzt gerade, zwangsläufig, in der glücklichen, schmutzigen Adoleszenz schaukelte und für deren Geburt ein Vorspiel unabdingbar gewesen war. Adoleszenz mit Irrungen und Besudelung, ständig erleuchtet vom Glauben an die Unvergänglichkeit des jeweils Erlebten, einer unbewussten Zuversicht, die die unausweichliche Abfolge der Jahreszeiten nach und nach zernagen würde.

Jeden Donnerstag, außer bei Unpässlichkeit, hatte er in der Dämmerung eine Frau auf der knarrenden Untersuchungsliege oder auf dem unangebracht dicken Teppich, der Dutzende

von undefinierbaren Gerüchen mischte, oder zumindest war das Gesamtergebnis undefinierbar.

Die Verurteilte war vor mehr als einem Jahr dagewesen. Der selbsterklärte Mörder einen Tag zuvor.

Die Frauen waren ihm nicht wirklich wichtig: sie waren Personen. Er aß hungrig zu Mittag und warf sich angekleidet aufs Bett.

Nach dem Stand der Sonne hätte Díaz Grey annehmen können, dass er sich mehr als eine Stunde lang in der Meditation verfangen hatte, die sich bei ihm anstelle der verlorenen Siesta und der gewöhnlichen Verdauungsschwere eingestellt hatte. Er erinnerte sich nicht an den Besucher, den Mörder, und nicht an das Morgen, das seine gleichmütige Beichte verhiß. Keine Erinnerung, für sich nicht, für niemanden, nicht einmal für einen unmöglichen Penner, der am nahen Strand herumstreichen oder schlafen mochte.

Er zweifelte, desinteressiert, an seinem Alter. Brausen kann mich in Santa María in die Welt gesetzt haben mit dreißig oder vierzig Jahren unerklärlicher, für immer unbekannter Vergangenheit. Aus Respekt vor den großen Traditionen, die er nachzuahmen wünscht, ist er gezwungen, mich allmählich zu töten, Zelle für Zelle, Symptom für Symptom.

Aber er muss auch dem ewig gleichen Beispiel der unzähligen Demiurgen folgen, die ihm vorausgegangen sind, und Leben und Fortpflanzung verfügen. Und so kamen die Jugendlichen, die schattenhaften, ihre Verlobungen und Paarungen, die schweren Geburten, zu denen ich gerufen wurde; und so kamen die Mädchen, ihre Attribute, ihre Profile, ihr Haar, ihre festen Brüste und Hinterbacken. Sie kamen und sind da, immer abwesend, lachend oder melancholisch.

(Jener wahre Augenblick, in dem einer der Liebenden, fast nie die Frau, denn sie weiß – und es stimmt –, dass sie unsterblich ist, dass sie voll Eifer wiederholt wird von Beginn bis in alle Zeit. Jener flüchtige, schnell vergessene Augenblick, in dem einer der beiden absichtslos, mit einem im Schwinden begrif-

fenen Wunsch, um Verzeihung zu bitten, sich zu entschuldigen, unter die Haut des fremden, von Liebe oder Wein glänzenden Gesichts zu sehen vermag, durch die Haut des Gesichts, das geliebt wird. Wenn einer von ihnen gegen die so jämmerlich wehrlose, gespannte oder nachgiebige Gesichtshaut des anderen stößt und sie ohne es zu wollen durchdringt. Und für eine Sekunde die Härte und Kühnheit der Knochen sieht, ahnt und ermisst, die Kindlichkeit des Wangenbeins, die Zartheit oder die nutzlose fette Anmaßung des Kinns. Wenn einer der Liebenden – ein Funke und das Vergessen – den künftigen und schon in die Welt, in sein Leben gesetzten Totenschädel des anderen Liebenden erahnt.)

Die Mädchen bleiben immer fern und unberührbar, von mir getrennt durch die Ungleichheit von dreißig oder vierzig Jahren, die Juan María Brausen mir auferlegt hat, verflucht sei seine Seele, die hoffentlich ein oder zwei paar Ewigkeiten in einer angemessenen Hölle schmoren wird, die ein höherer Brausen, der etwas wahrhaftiger ist, schon für ihn parat hält.

III

Augusto Goerdel war in der Schweizerkolonie gezeugt worden oder hatte sich schon während der langen Überfahrt auf unserer schaukelnden »Mayflower« im Bauch seiner Mutter befunden. Jedenfalls wurde er hier geboren, in der eben erst gegründeten Kolonie. Falls man das willkürliche und asymmetrische Verteilen von Überseekoffern, die Grenzziehung mit noch grünen Pfählen, die systematische Suche nach Dung und Erde, um Ziegel damit zu brennen, Gründung nennen kann.

Das mit der Erde war leicht; zwanzig Meter vom Ufer entfernt fanden sie, war die Sandschicht erst einmal durchstoßen und aufgestochert, rötliche, feuchte Erde, die sie in Sonne und Luft ausbreiteten, nachdem sie sie zu dem mysteriösen Ort

geschleppt hatten, den sie dazu verdammt hatten, Kolonie und Siedlung zu werden. Für den Dung schickten sie tagsüber Kinderpatrouillen aus, die sich bereits unbefangen zu bewegen wussten, mit wachsamen Ohren für Wiehern und Muehen. Dann der nächtliche Raub, die großen Säcke, die nach Stall und Unterstand rochen. Wieder später, an heilig gehaltenen Morgen, die großen, auseinanderliegenden Feuer, das langsame Backen der Ziegel, die Furcht vor den plötzlichen Regenfällen und Nebeln, die Furcht vor dem Aufgeriebenwerden und der Hinfälligkeit.

Falls man das Gründung nennen kann, die nicht nach Stunden zu messende tägliche Qual, um die Ziegel aufeinanderzuschichten, Wände zu errichten, Dächer mit Reisig zu decken, bis zum tierhaften Ausruhen des Erschöpften, der ein Haus zu haben glaubt und einen Sonntag voll Frieden und Danksagung erlangt, wo er auf der riesigen, fast nicht zu handhabenden Bibel mit schwarzem Einband kniet, im Angesicht des zittrigen Kreises lateinischer Worte von einem Geistlichen, der auftauchte von irgendwoher, weil er unerlässlich war.

Und danach für Santa María und für mich die Verwirrung. Man weiß nicht, muss nicht wissen, wie viele Monate oder Jahre vergingen – von ihnen allen befördert und vorangetrieben, ohne Erbarmen sich selbst oder anderen gegenüber –, bis die blonden, strengen Ratten, die nicht so sehr voller Hoffnung als mit selbstmörderischer Wut von Bord gegangen waren, reich und fett wurden und die von Unserem Herrn Brausen gegründete Stadt beherrschten, ohne es zeigen zu müssen. Vielleicht stieß sie das Augenfällige daran ab. Sie waren gewunden, waren indirekt, waren schamhaft.

Dass die Zeit nicht an sich existiert, lässt sich beweisen; sie ist ein Kind der Bewegung, und wenn die aufhörte, sich zu bewegen, hätten wir weder Zeit noch Verschleiß, noch Anfang, noch Ende. In der Literatur schreibt sich die Zeit immer mit Großbuchstaben.

Niemand kann wahrscheinliche Begegnungen bei den Besuchen des damaligen Pfarrer Bergner und des unvermeidlichen Doktor Díaz Grey in der Schweizerkolonie leugnen. Der eine zog Gott ins Spiel, mit einer Taufe, mit einer Trauung von Brautleuten, die zuvor für das Stativ von Orloff erstarrt waren, Orloff, Prinz oder Großherzog, Kunstphotograph, oder mit einem Todescapricho, Spross eines alten, kampfflos akzeptierten Sophismus, manchmal ebenfalls erstarrt, andere Male kurz davor; der andere, Díaz Grey, schiente ein gebrochenes Bein oder stach eine Wassersucht an.

Ich wiederhole, dass sie sich oftmals dort begegnet sein können und dass sie bei dem einen oder anderen Mal, warum nicht, zusammen im Haus der Goerdels waren.

Ich sehe die beiden, wie sie sich mit der knappen Herzlichkeit von Feinden begrüßen, die es vorgezogen hätten, keine zu sein, mit dem tiefen und kühlen Respekt von Ebenbürtigen.

Es ist ohne Bedeutung, was der Arzt gegen die Erkältung von Augusto Goerdel verordnete, der zum Zeitpunkt der vermuteten Begegnung elf Jahre alt war. Das ließe sich, wäre es denn von Bedeutung, in den Büchern von Barthé nachschlagen, Apotheker, Stadtrat und erneut Apotheker. Tatsächlich von Bedeutung ist, für immer nicht zu wissen – und darin liegt eine Art Glück –, was Pfarrer Bergner redete, was er erfuhr und was er bei dem möglichen Besuch folgerte, den wir uns jetzt gerne als dämmerig, träge und ruhig vorstellen. Denn, das sollte niemals vergessen werden, die Eltern von Bergner kamen gleichfalls auf unserer »Mayflower« an die Küste von Santa María, nach Brausens Ratschluss. Den Goerdels verwandt durch die Ähnlichkeit der Geschichte, auch durch die Sprache und vor allem durch die Art, wie sie einen Tagesgebrauch daraus machten.

Von großer Bedeutung, denn die Besuche des Pfarrers wurden häufig, und weniger als ein Jahr später kam Augusto Goerdel nach Santa María herüber, um in der Kathedrale weiter-

zulernen, mit einem sehr mageren und auf die Pläne Bergners zugeschnittenen Stipendium.

Denn der Pfarrer gab vor, einen Priester zu produzieren, wohl wissend, dass Augusto Goerdel dazu weder bestimmt noch tauglich war; er dachte weiter. Viel weiter als das Domkapitel, Laien wie Tonsurträger, das sich alle zwei Wochen in dem gewollten Halbdunkel des kargen, langgestreckten Refektoriums versammelte und zu beschließen glaubte.

Bergner gehörte nicht dem Orden der Jesuiten an; er misstraute ihnen und bewunderte sie. Aber er hatte sie, mehr als einmal, sagen hören: Überlassen Sie uns Ihren Sohn, und Sie bekommen ihn mit einem akademischen Grad in der Tasche zurück.

Er studierte in Ruhe seinen falschen künftigen Priester. Wenn die Inspiration, der Plan wirklich von Brausen stammten und wenn es keine Fallstricke des Teufels waren, dann zählte die Zeit nicht. Er wusste, dass der Junge intelligent war, dass er von Natur aus unerbittlich war, durch Ehrgeiz und das germanische Bedürfnis, zu triumphieren, Revanche zu üben. Wie immer sein Schicksal wäre, jetzt, mit Bergner oder ohne ihn, würde er niemals in das armselige Zuhause in der Kolonie zurückkehren; die voraussehbare ländliche Zukunft als Viehzüchter und Bauerntölpel würde er nicht mehr akzeptieren.

Eine Entschlossenheit, die Bergner geschickt und beiläufig bestärkte. Seine geduldig vollzogene Aufgabe, A M D G, auch wenn er die Initialen heftig ablehnte, war es, ihn zu verfeinern und zu verderben. Aus dem ungeschliffenen Jungen, aus dem Zögling und Chorknaben, sollte sein Instrument erwachsen, sein fanatischer Diener der Kirche.

Er wusste, dass der unreife Goerdel, der ihm in die Hände gefallen war, ehrgeizig war, raffiniert im Lügen und im schlaunen Rückzug, hart hinter dem kindlichen Lächeln, mit dem instinktiven Wissen darum, wer ihm künftig wahrscheinlich nützlich wäre und wem er ohne Übertreibung schmeicheln

musste, gleichgültig, ohne grob zu werden, denen gegenüber, die sich warmzuhalten nicht lohnte.

Er wusste darüber hinaus und von Anfang an, dass das Instrument und der Fanatiker ihm gehören würden, solange die Kirche ihm zu wachsen und zu gedeihen erlaubte.

Ohne Worte, zumindest bis zum Näherrücken des scheinheiligen Adieus, wusste Bergner außerdem, dass er sich nicht geirrt hatte, dass seine Wahl gut gewesen war und nicht besser hätte sein können. Er sah es mit den Tagen und Jahren bestätigt: Augusto Goerdel war unter allen Bewohnern von Santa María und der Kolonie der geeignetste für sein Vorhaben; und die Erziehung und die Disziplin der Kirche das Beste für den geduldigen und entschlossenen Wunsch des Jungen – des Heranwachsenden, des Erwachsenen – zu triumphieren. Bergner glaubte an die göttliche Inspiration; Goerdel glaubte an die Gelegenheit und an das günstige Geschick.

Bergner verharrte glücklich bis zur Trennung, bis zu seinem Tod. Aber bereits lange davor war die große wechselseitige Farce erforderlich.

Oder vielmehr das Ende der Farce, die zehn Jahre zuvor von Bergner in Gang gesetzt worden war, erahnt und stillschweigend mitgemacht von dem kranken Jungen auf der Pritsche in seiner Kammer in dem armseligen Haus in der Kolonie, der lautlos zu weinen verstand, auf dem Rücken liegend, während er an der Lehmdecke die reglosen Spinnen der Angst und des Mysteriums entdeckte.

Bei der ersten Begegnung war der Junge schlau genug, allein oder unterstützt von seiner Mutter, die Hände in einen Rosenkranz zu flechten; die Finger mit einer zarten Verzweiflung zu bewegen, welche das nie laut gewordene Flehen mit Entrücktheit und Untröstlichkeit umsäumte.

Zwei Jahre später, bereits in dem Kirchenflügel, den sie Seminar getauft hatten, obwohl der einzige Seminarist Augusto Goerdel war, lächelte Bergner aus dem Dunkel auf eine ähnliche, noch vervollkommnete Szene.

Von dem stets ärmlichen Zimmer des Jugendlichen – das nur über Bildchen verschiedener heiliger Jungfrauen verfügte, um den Ritus des Vorspiels zu vollziehen, das ihm den Schlaf brachte – zog sich ein Gang mit immer kalten Fliesen bis zur Wendeltreppe, die sich zum Gotteshaus hinunterschraubte, zu den Messen, den Beichten.

Die zweite Szene wurde von einem verborgenen und behutsamen Bergner betrachtet, der im Morgengrauen vom Geräusch einer sich öffnenden und wieder schließenden Tür geweckt worden war. Ein absichtliches Geräusch, dachte er ohne Besorgnis und voll Neugier. Er verließ sein Schlafzimmer barfuß und schleichend wie der Dieb, der da kommt in der Nacht.

Im Gang, der immer nach Feuchtigkeit und Verlorenheit roch, gab es in einer Mauernische, schwach erleuchtet von einem grünlichen Phosphoreszieren und geschützt von der ambivalenten Hilfe eines Glases, einen blutenden, ans Kreuz genagelten Christus aus Wachs. Unter dem Glühwürmchenlicht konnte man auch das Gedicht eines anonymen Verfassers lesen. Vier Zeilen auf ockerfarbenem, welligem Papier:

*Der du vorbeigehst, sieh mich an.
Zähl, wenn du kannst, die Wunden mein.
Wie arg vergiltst du meine Pein,
Blut, das vergoss ich Schmerzensmann.*

Und dort, im Nachthemd und auf Knien, sich an die Brust schlagend als Begleitung zu seinem Weinen, Augusto Goerdel.

›Er muss es alle Morgen tun‹, dachte Bergner, ›schwitzend oder durchfrozen, beharrlich und pünktlich, auf das Wahrscheinlichkeitsgesetz bauend, gewiss, dass ich ihn eines Tages sehen, bei seinem Bravourstück überraschen und an ihn glauben muss. Mein armer scheinheiliger Idiot, mein Bruder.‹